

Berliner Beiträge zur Editionswissenschaft

herausgegeben von
Hans-Gert Roloff

Band 5

Geschichte der Editionsverfahren
vom Altertum bis zur Gegenwart
im Überblick

Ringvorlesung

Herausgegeben von
Hans-Gert Roloff

WEIDLER Buchverlag Berlin

die Überlegungen zu den Verfahrensweisen bei der Edition deutschsprachiger Geschichtsquellen weiterführen müssen. Keine tragfähige Lösung dürfte allerdings jene Art von Einzelkompromissen darstellen, die die „Empfehlungen“ letztlich so weich gemacht haben. Mit Übereinkünften, die möglichst vielen Seiten gerecht werden wollen, dürfte kaum jemandem gedient sein. Erforderlich sind vielmehr klare, in ihrer Aussage eindeutige und dennoch flexible Bestimmungen, die es dem Herausgeber ermöglichen, auch Massenquellen zügig in eine adäquate Publikationsform zu bringen, ohne daß er dabei ständig mit philologischen Detailfragen konfrontiert wird. Dabei sollte im Hinblick auf die gegenwärtig übliche editorische Praxis das Prinzip der gemäßigten Normalisierung, wie es Johannes Schultze eingeführt hat, fortgeschrieben und präzisiert werden. Eine Lösung könnte darin bestehen, daß einerseits der Buchstabenbestand der Vorlage unverändert in den Druck übernommen wird, andererseits die weiterführende Einrichtung des Textes durch Normalisierung von Groß- und Kleinschreibung, Getrennt- und Zusammenschreibung sowie der Interpunktion aber zulässig ist. Leitlinie wäre dann, Buchstabentreue mit normalisierenden Eingriffen bei der Einrichtung des Editionstextes zu verbinden. An die Stelle von mehreren kleineren Kompromissen in Einzelfragen, wie sie die „Empfehlungen“ beinhalten, würde eine übergreifende Kompromißformel treten, die die Edition als Ganzes bestimmt. Unter Beachtung dieser Prämisse, die in den verschiedenen Teilaspekten weiter zu spezifizieren wäre, ließen sich wohl alle deutschsprachigen Geschichtsquellen von ihrem ersten Auftreten im 13. Jahrhundert bis in das 16. Jahrhundert hinein in ähnlicher Weise behandeln. Die Praxis der Quellenedition, wie sie in letzter Zeit zu beobachten ist, tendiert durchaus in diese Richtung. Namentlich die sehr tragfähig erscheinenden Vorgehensweisen der *Constitutiones* und im Nachtragsband des *Corpus der alt-deutschen Originalurkunden* ließen sich ohne weiteres dieser Kompromißformel subsumieren. Und auch der Sprachwissenschaft wäre einiges geboten, denn immerhin würde ihr auf diese Weise zuverlässig der komplette Buchstabenbestand eines Dokumentes geliefert. Nicht nehmen lassen sollten sich die Historiker aber die für sie notwendigen Freiheiten bei der Einrichtung ihrer Quellentexte.

Walter Jaeschke

Editorische Verfahren und Leistungen philosophischer Ausgaben

Die Formulierung des Titels meines Vortrags enthält zwei durchaus wohltuende Unterstellungen: zunächst, daß es editorische Verfahren philosophischer Ausgaben gebe, die sich von denen anderer Ausgaben – sagen wir insbesondere von Ausgaben der neueren deutschen Literatur – prägnant unterscheiden ließen, und sodann, daß es aus dem Bereich der philosophischen Ausgaben auch Leistungen zu berichten gebe. Dies letztere möchte ich keineswegs in Abrede stellen: Ein Bericht über diese Leistungen würde mehr als nur einen Vortrag füllen.¹ Doch eine derartige Erfolgsbilanz – gelegentlich auch Mißerfolgsbilanz – wäre wohl nicht das, was Sie heute von mir hören wollen. Ich möchte mich deshalb allein der Beantwortung der ersten, schwierigeren Frage widmen, ob es besondere philosophisch-editorische Verfahren gebe, und sie etwas ausweiten zur Frage, was philosophische Editionen überhaupt von – ich sage kurz: – germanistischen unterscheide.

Was ist eigentlich „philosophisch“ an den „philosophischen Editionen“ – und was folgt aus dieser Charakteristik, wenn sie sich als berechtigt erweisen ließe? Ich möchte Ihre Aufmerksamkeit hier auf drei Gesichtspunkte lenken, die sicherlich im einzelnen nicht unbekannt und undiskutiert sind, die man aber gleichwohl einmal zusammenstellen darf, um einen Überblick über das Thema zu erhalten und zu geben.

I.

Die durch die Sprache nahegelegte Parallele zwischen philosophischen und germanistischen Editionen erweist sich als fragwürdig, sobald man den jeweiligen *Begriffsumfang* betrachtet. Plausibler Weise sind nicht die Editionen philosophisch, sondern die edierten Texte – wie auch im anderen Fall nicht die Editionen germanistisch sind. Die Verwendung jeweils eines qualifizierenden und zugleich eine Disziplin des heutigen Fächerkanons bezeichnenden Adjektivs täuscht jedoch die Zuordnung der jeweiligen Editionen über ihre Texte zu dieser spezifischen Disziplin vor. Dies mag im Fall der germanistischen Edition zutreffen – doch mit den philo-

1 Eine repräsentative – wenn auch nicht mehr ganz aktuelle – Übersicht bietet der Sammelband *Buchstabe und Geist. Zur Überlieferung und Edition philosophischer Texte*. Im Auftrag der Arbeitsgemeinschaft philosophischer Editionen der Allgemeinen Gesellschaft für Philosophie in Deutschland e.V. herausgegeben von Walter Jaeschke, Wilhelm G. Jacobs, Hermann Krings und Heinrich Schepers. Hamburg 1987.

sophischen Editionen verhält es sich anders. Der Begriffsumfang des Philosophischen ist zeitlich und regional so weit gespannt, daß Kompetenzprobleme seine forschungspragmatische Eingrenzung unvermeidlich machen.

So zählt – was das Zeitliche betrifft – die Edition gerade derjenigen Texte, die für die Philosophie als „klassisch“ gelten, traditionell nicht zu den philosophischen Editionen. Die Philosophie kann der klassischen Philologie gar nicht genug dafür danken, daß diese an ihrer Stelle die klassischen Texte der Philosophie betreut. Auf der anderen Seite möchte ich nicht verschweigen, daß diese, einerseits so glückliche Arbeitsteilung deutliche Nachteile für die Philosophie mit sich bringt: Zum einen scheint mir die zu geringe Bedeutung der klassischen Texte in der heutigen Philosophie auch ein Reflex dieser Arbeitsteilung zu sein: Die hochgradige auch inhaltliche Kompetenz, die im Umfeld editorischer Arbeit erworben wird, wird nicht mehr in die Philosophie, sondern in die Klassische Philologie eingebracht. So werden die Texte Platons und Aristoteles' – um nur diese beiden zu nennen – selbstredend auch in der heutigen Philosophie sehr häufig behandelt. Doch eine philosophische Forschung, die dem Rang der Texte und ihrer Verbreitung in der Diskussion angemessen wäre, findet nicht statt. Zum anderen scheint mir die Kommentierung dieser Texte nicht immer dem Interesse des Faches Philosophie zu folgen – und dies sage ich, damit es nicht bloß unbestimmt in der Schwebe bleibt, auch im Blick auf die sehr verdienstvolle neue deutsche Aristoteles-Ausgabe.² Und zum dritten macht sich die Philosophie auch abhängig von der Auswahl der Texte durch die klassische Philologie. Die im philologischen Interesse gesetzte Priorität koinzidiert aber nicht stets mit der philosophischen. Als Beispiel nenne ich das Werk des Sextus Empiricus, das eine äußerst wichtige Quelle für die antike Philosophie der nachklassischen Zeit bildet, aber vor den Augen der klassischen Philologie noch keine Gnade und Anerkennung gefunden hat – abgesehen von den *Pyrrhonischen Hypotyposen*.³ Gleichwohl kann man dieser Relation von Philologie und Philosophie entnehmen, daß philosophische Texte Gegenstand „philologischer Editionen“ sein können, ohne daß der philosophische Charakter darunter leidet. Vielleicht gewinnen die Texte ja sogar durch diese Zuordnung zur Philologie.

Während also die Edition der klassischen Texte aus der Philosophie ausgebürgert ist, zählt die Edition der Texte aus dem großen Corpus der

2 Aristoteles: Werke in deutscher Übersetzung. Begründet von Ernst Grumach. Herausgegeben von Hellmut Flashar. Berlin/Darmstadt.

3 Sextus Empiricus: Grundriß der pyrrhonischen Skepsis. Einleitung und Übersetzung von Malte Hossenfelder. Frankfurt a.M. 1968.

mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Texte zu den „philosophischen Editionen“. Dem kann man entnehmen, daß es nicht die Fremdsprachlichkeit ist, die im ersten Fall die Ausbürgerung veranlaßt – denn sonst wären die fast ausschließlich lateinischen Texte des Mittelalters und der frühen Neuzeit ja ebenfalls der klassischen Philologie zu überantworten. Die Sprachenvielfalt philosophischer Texte ist nicht ausschlaggebend für ihre editorische Zuordnung; sie bedeutet zwar eine erhebliche Hürde für die philosophischen Editionen, die aber wenigstens heute noch übersprungen werden kann – wie lange noch, ist fraglich. Als Beleg sei die Leibniz-Ausgabe genannt. Sie bildet zugleich noch einen Beleg dafür, daß die disziplinäre Verortung einer Edition nicht ausschließlich vom Charakter der Texte bedingt ist. Leibniz war ja bekanntlich nicht nur Philosoph, sondern vieles andere mehr – doch auch seine historischen und mathematischen Schriften werden heute unter dem Dach der philosophischen Editionen betreut. Gleiches gilt für die Schriften von Samuel Pufendorf, deren Edition man auch der Rechtswissenschaft zuordnen könnte – zumal Pufendorfs Werk heute eher in der Verfassungsgeschichte als in der Philosophie prominent ist. Dennoch zählt die neue Edition seiner Werke zu den „philosophischen“ – doch dies brauche ich in Berlin und insbesondere an der Freien Universität wohl gar nicht hervorzuheben.⁴

Die Sprachenvielfalt philosophischer Texte, habe ich gesagt, ist nicht ausschlaggebend für ihre editorische Zuordnung. Gleichwohl begünstigt sie die editorische Aufsplitterung des Corpus philosophischer Texte – allerdings nur dort, wo ein „regionales“ oder noch präziser: ein „nationales Interesse“ an der Edition eines philosophischen Werkes besteht. So kosmopolitisch die Philosophie der frühen Neuzeit auch einst gewesen ist: heute wird Descartes' Philosophie, ja die gesamte cartesianische Tradition, ob sie nun französisch oder lateinisch geschrieben hat, in Frankreich ediert; für David Hume ist England – oder besser Großbritannien – zuständig, und für die Renaissance-Philosophie – von Giordano Bruno bis zu Giambattista Vico – natürlich Italien. Auch die damaligen Philosophen scheinen keine doppelte Staatsangehörigkeit gehabt zu haben. Doch was bedeutet dies für die Frage nach dem primär philosophischen oder philologischen Charakter der Edition? Ist die Descartes-Ausgabe durch Adam-Tannery oder die Hume-Ausgabe durch Green und Groose oder die Bruno-Ausgabe durch Tocco und Fiorentino eine „philosophische“ oder eine „philologische Edition“? Die nationalen Interessen und Editionstraditio-

4 Samuel Pufendorf: De jure naturae et gentium libri octo. Londini Scanorum (= Lund) 1672; kritische Neuausgabe in: Samuel Pufendorf: Gesammelte Werke. Herausgegeben von Wilhelm Schmidt-Biggemann. Bd. 4/1 und 4/2. Herausgegeben von Frank Böhring. Berlin 1998. – Inzwischen sind auch die Bände 3 und 5 erschienen.

nen scheinen mir hier die begriffliche Differenz des Philosophischen und Philologischen zumindest zu überlagern, wenn nicht gar aufzuheben.

Eine ähnliche Beobachtung läßt sich auch an denjenigen Werken gewinnen, deren Verfasser gleichsam in den epikuräischen Intermundien zwischen den Disziplingrenzen angesiedelt sind. Nun wäre das Faktum einer solchen Lozierung der Verfasser kein hinlänglicher Grund für die Aufhebung der Differenz zwischen dem philosophischen oder philologischen Charakter einer Edition – wenn sich denn eine derartige Grenze überhaupt präzise ziehen ließe. Statt dessen sehe ich einen fließenden Übergang von der Philosophie sowohl zur Literaturwissenschaft – als Beispiel nenne ich Hölderlin, Jacobi und die Brüder Schlegel – als auch zur Theologie – mit dem Beispiel Schleiermacher, wo die nach Textgattungen unterschiedenen Abteilungen der *Kritischen Gesamtausgabe* gleichsam zwischen den Disziplinen Theologie und Philosophie aufgeteilt sind – aber nicht die Einzelbände nach ihrem mehr philosophischen oder theologischen Gehalt.

Ich möchte aus diesem ersten Gesichtspunkt ein – wenn auch vorläufiges – Fazit ziehen: Der Umfang dessen, was zu den „philosophischen Editionen“ gezählt wird, ist in einem hohen Maße sowohl durch traditionelle wie auch durch forschungspragmatisch plausible Zuordnungen und sogar durch Zuordnungen im nationalen Interesse teils begrenzt, teils erweitert, so daß der Zugehörigkeit der Texte zur Philosophie nur eine schon fast sekundär zu nennende Bedeutung zukommt.

II.

Ich komme damit zu meinem zweiten Stichwort und frage: Kann man angesichts dieses Befundes eine Differenz zwischen philosophischen und philologischen Editionen in der *editorischen Verfahrensweise* erwarten? Ein deutliches „Nein“ scheint hier nahezuliegen – und doch gibt es auch Gründe für ein partielles und zögerndes Ja. Angemessen wäre wahrscheinlich ein klares „Jein“. Wie dies zu verstehen sei, möchte ich im Folgenden illustrieren, und dazu muß ich etwas weiter ausholen.

Die Geschichte der „philosophischen Editionen“ – im engeren Sinn, also ohne die Edition der antiken Texte – ist noch nicht geschrieben. Mir scheint, daß man sie mit den Spinoza- und Leibniz-Editionen des 17. und 18. Jahrhunderts beginnen sollte – mit den *Opera posthuma* Spinozas⁵

5 Baruch de Spinoza: *Opera posthuma, quorum series post praefationem exhibetur*. [Amsterdam] 1677.

oder dem *Recueil* von Des Maizeaux⁶ sowie einer weiteren kleinen Textsammlung⁷ und insbesondere mit den großen Editionen der 1760er Jahre durch Louis Dutens und Rudolf Eric Raspe.⁸ Es folgt in einem zweiten Schritt, wenn ich recht sehe, in den Jahren 1802/03 die Spinoza-Ausgabe durch den rationalistischen Theologen Heinrich Eberhard Gottlob Paulus, an der übrigens auch Hegel als Editor mitgearbeitet hat;⁹ die philosophischen Editoren befinden sich also in guter Gesellschaft. Der dritte Schritt bestünde bereits in den Ausgaben der Werke Hegels, Fichtes, Schleiermachers und Schellings durch die Söhne Fichtes bzw. Schellings sowie durch den „Verein von Freunden des Verewigten“ im Falle Hegels bzw. durch den Schüler- und Freundeskreis Schleiermachers.

Über die Leibniz-Editoren der ersten Phase kann ich heute nichts mitteilen; die am zweiten und dritten Schritt beteiligten Herausgeber sind jedenfalls keine professionellen Editoren, sondern gleichsam editorische Amateure ohne eine über die allgemeine humanistische Bildung hinausgehende philologische Schulung, motiviert durch die Begeisterung für ein bestimmtes philosophisches oder theologisches Œuvre, zum Teil noch verstärkt durch die Sohn-Vater-Beziehung. Diese Situation – einmal abgesehen von den nicht stets aktivierbaren Familienbanden – erscheint mir bis in die Gegenwart als charakteristisch für die Situation der philosophischen Editionen.

Die Gegenwart hat nur insofern eine Veränderung vollzogen, als sie den Berufseditor erfunden hat, bei dem die Begeisterung für eine Gestalt des philosophischen Denkens durch eine gegebene Studiensituation und das Interesse am Broterwerb abgelöst ist – aber dies muß keineswegs eine Verschlechterung der Vorbedingungen einer Edition bilden. Als konstant aber erscheint mir dies: Es ist geradezu das Proprium des philosophischen Editors, daß er für seine Aufgabe keine Qualifikation und zumeist noch nicht einmal ein vages Vorverständnis mitbringt. Die Möglichkeit der Ausnahme von dieser Regel sei auch hier bereitwillig eingeräumt. Zur

- 6 Pierre Des Maizeaux: *Recueil de diverses pièces, sur la philosophie, la religion naturelle, l'histoire, les mathématiques, &c.* Par Mrs. Leibniz, Clarke, Newton, & autres auteurs célèbres. 1720, 2. édition, revue, corrigée, & augmentée. 2 Bde. Amsterdam 1740.
- 7 *Principia philosophiae, more geometrico demonstrata: cum excerptis ex epistolis philosophi et scholiis quibusdam ex historia philosophica. Cum indicibus theorematum, auctorum, rerum denique et verborum memorabilium.* Ed. Michael Gottlieb Hansch. Francofurti & Lipsiae 1728.
- 8 Leibniz: *Œuvres philosophiques latines et françoises de Leibnitz*. [...] publiées par Rud[olf] Eric Raspe. Avec une Préface de Kaestner [...]. Amsterdam, Leipzig 1765; ders.: *Opera omnia, Nunc primum collecta, in Classes distributa, praefationibus & indicibus exornata, studio Ludovici Dutens.* 6 Bde. Genevæ 1768.
- 9 *Benedicti de Spinoza opera quae supersunt omnia. Iterum edenda curavit, praefationes, vitam auctoris, nec non notitias, quae ad historiam scriptorum pertinent addidit Henr. Eberh. Gottlob Paulus.* 2 vol. Ienae 1802-1803.

Bestätigung der Regel aber braucht man nur einen Blick in die zweite Phase der editorischen Bemühungen um Hegel in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts zu werfen. Fast möchte man sagen, Hegels zeitweiliger Weggefährte und zeitweiliger Gegner Schelling habe es hier besser gehabt – denn er wurde gar nicht neu ediert.

Angesichts dieser – hier keineswegs überzeichneten – Situation wäre es nicht verwunderlich, wenn den Editionen, die ihr entstammen, nur eine kurze Lebensdauer beschieden gewesen wäre – doch dies ist nicht der Fall. Verwunderlich ist vielmehr, daß diese Editionen sich bis in die Gegenwart behauptet haben, auch wenn dies heute nur noch auf Grund einer geradezu zynischen Verlagspolitik möglich ist: Alte Texte in großer Auflage nachzudrucken ist allemal preisgünstiger als neue Editionen in das Programm aufzunehmen oder gar zu initiieren. „Pereat scientia, fiat pecunia“ wäre der alte Spruch zu variieren. Im editorischen „Kampf ums Dasein“ setzt sich nicht die „beste“, aber auch nicht die anpassungsfähigste Edition durch, sondern diejenige, die am entschiedensten auf diejenige Komplexität verzichtet, die doch das unausweichliche Resultat einer philologischen Bemühung um den Text ist. Im „survival of the fittest“ haben die historisch-kritischen Dinos schlechte Chancen.

Man kann es der gedanklichen Schwerkraft der klassischen Texte der neueren Philosophie selbst zuschreiben, daß sie sich als erstaunlich resistent gegenüber ihrer editorischen Deformation erwiesen haben. Dies ist wohl wahr, aber es ist nur die halbe Wahrheit, und die zweite Hälfte ist nicht minder wichtig. Die früheren editorischen Laienschauspieler haben, vor eineinhalb Jahrhunderten, das Bild der von ihnen überlieferten Philosophie geprägt, und sie haben es ohne die uns heute selbstverständliche philologische Sorgfalt geprägt, ohne daß dies die Wirkungsmacht der edierten Philosophie beeinträchtigt hätte. Ja noch mehr: Das von diesen Editionen entworfene Bild der jeweiligen Philosophie verdankt seine Prägnanz geradezu dem Absehen von allen philologischen und zugleich philosophischen Skrupeln.

Man darf die damalige Gestaltung des Bildes der damaligen Philosophien aber nicht auf der Ebene von bewußten Verzerrungen und Mißdeutungen diskutieren – als ob etwa die damaligen Editoren versucht hätten, nach ihren philosophischen Passionen ein bewußt einseitiges Bild der jeweils edierten Philosophie zu zeichnen. Dieser heute gelegentlich erhobene Vorwurf trifft, soweit ich sehen kann, nirgends zu; er verfehlt die Ebene der Auseinandersetzung. Der Eingriff der damaligen Editoren bezieht sich nicht bloß auf die Präsentation des – vielleicht purgierten – Wortlauts von Büchern oder Manuskripten; er betrifft die Konstitution der kanonisch gewordenen Systemgestalt dieser Philosophien. Hegel etwa hat

nur eine einzige Disziplin seines Systems ausgeführt – die *Wissenschaft der Logik*; die anderen Teile haben seine Freunde und Schüler – wenn auch nach seiner Zeichnung des Grundrisses – aus Vorlesungsmanuskripten und -nachschriften hinzugefügt. Wie sehr das eigentlich vorhandene Wissen um diese Umstände bei der gegenwärtigen philosophischen Arbeit in den Hintergrund tritt, erlebt man immer wieder, wenn etwa ein Autor im Blick auf solche aus Nachschriften kompilierten Partien des Hegelschen Werkes formuliert: „Hegel schreibt, ...“ Hieran läßt sich die Suggestionskraft der damals hergestellten Texte geradezu mit Händen greifen. Doch andererseits sind damals wesentliche Partien des Hegelschen Werkes dem Interesse an der Systemform – und näher: an der ideenpolitischen Durchschlagskraft der Systemform – zum Opfer gefallen, und einige von ihnen wohl unwiederbringlich, da sie durch das editorische Desinteresse der partiellen Vernichtung des Nachlasses anheimgegeben wurden. Ähnliches gilt, wenn auch in geringerem Umfang, für die anderen hier genannten Werke Fichtes, Schellings und Schleiermachers.

Die geschichtliche Wirkung eines früher von philologischen Laien entstellten Werkes gehört aber keineswegs bloß der Vergangenheit an. Das Mißverhältnis von Philologie und Philosophie wurzelt eben nicht allein in der mangelnden philologischen Bildung früherer Herausgeber und Herausgeber-Generationen; es ist auch heute noch paradigmatisch für das Fach. Die Philosophie hat ein – ich will nicht sagen „unreflektiertes“, doch ein erheblich weniger reflektiertes Verhältnis zu den in ihren Disziplinengrenzen erarbeiteten Editionen als dies in philologischen Fächern zu sein pflegt – und auch dort soll es ja gelegentlich Grund zur Klage geben.

Zur Überwindung dieser Situation ist die philologische Schulung des heutigen und künftigen Editors das geringste Problem; gerade auf diesem Gebiet hat sich in den beiden letzten Jahrzehnten viel verändert, und auch diese Ringvorlesung ist ein Zeugnis solcher Bemühungen. Weitaus aufwendiger wäre hingegen die Schulung des Benutzers solcher Ausgaben. Der gegenwärtige Benutzer philosophischer Editionen ist von einem Verständnis für die philologischen Voraussetzungen und Implikate philosophischer Texte weiter entfernt als je zuvor – und vor allem von der Einsicht, daß mit dem Drängen auf philologische Exaktheit ja kein Plädoyer für eine „Überfremdung“ des Faches gehalten wird, sondern daß es darum geht, mittels eines solchen Instrumentariums den ureigenen philosophischen Gehalt allererst adäquat zu erschließen. Doch wie soll dieses Verständnis einer neuen Studentengeneration vermittelt werden, wenn denjenigen, die die Ausbildung in Philosophie zu leisten haben, eben dieses Verständnis abgeht? Es fehlt die Resonanz oder gar die kritische Diskussion innerhalb des Faches; statt dessen herrscht weitgehender Kon-

sens, daß Philologie Ballast für die Philosophie sei – daß sich ohne Texte weitaus unbeschwerter und origineller philosophieren lasse als mit Texten. Und wenn es denn schon einmal Texte sein müssen, so doch wenigstens Texte auf der Basis derjenigen Ausgaben, die man bereits während des eigenen Studiums benutzt hat. Dies erleichtert nicht allein die philosophische Orientierung; es spart zudem noch Zeit und Geld. Die ergreifende Schlichtheit eines Lesetexts im bekannten gelben Einband, allenfalls in Form eines etwas dickeren wissenschaftlichen Taschenbuchs im ähnlich bekannten anthrazitfarbenen Einband, gewährt noch immer die Verheißung eines von der Philologie nicht verstellten Zugangs zum Inneren der Philosophie. Andere philosophische Editionen hingegen werden vom Fach eigentlich nur dann und so lange wahrgenommen, als sie noch nicht erschienen sind und man sich hierüber entrüsten kann, oder wenn die Chance besteht, die Reputation des Faches (und damit auch die eigene) durch den Hinweis auf international angesehene und deshalb als kulturpolitisch wichtig geltende Langfristprojekte steigern zu können.

Was aber hat dieses Lamento mit dem zweiten Gesichtspunkt, mit der Frage nach möglichen Unterschieden zwischen Philologie und Philosophie in der editorischen Verfahrensweise zu tun? Ich möchte darauf hinaus, daß das Mißverhältnis von philosophischem Gehalt und philologisch adäquater Präsentation in die Formationsbedingungen der kanonischen Form der großen philosophischen Systeme des frühen 19. Jahrhunderts eingegangen ist – und daß es auch heute noch zu den Rezeptionsbedingungen dieser bereits klassischen wie auch der fast noch gegenwärtigen Philosophie zählt. Man kann sich zwar heutzutage noch der Hoffnung hingeben, daß dies nicht immer so bleiben werde – doch ist diese Hoffnung in den beiden vergangenen Jahrzehnten eher geschwunden.

Als ein zusätzliches Indiz für die Richtigkeit meiner Analyse möchte ich noch die für das Fach Philosophie typische völlige Absenz von kritischen Maßstäben zur Beurteilung einer Edition anführen. Wenn und soweit Editionen überhaupt einer Rezension in Fachzeitschriften gewürdigt werden, so wird nicht das Editorische beurteilt, sondern der edierte Text referiert – auch wenn er noch so bekannt ist. Der einzige mir erkennbare Qualitätsmaßstab läßt sich in den lapidaren Satz zusammenfassen: „Eine gute Edition ist eine Edition, die von einem bekannten Philosophen herausgegeben wird.“

Ich möchte diese Beobachtungen und Einschätzungen aber nicht als Diagnose der heutigen oder gar als Empfehlung für die künftige Editionstätigkeit im Fach Philosophie verstanden wissen. Die heutigen philosophischen Editionen sind den gegenwärtig geltenden philologischen Standards verpflichtet. Sie müssen den Versuch wagen, zwischen der Skylla

philologischer Ignoranz und der Charybdis philosophischer Wirkungslosigkeit hindurchzusegeln. Oder vielleicht sollte man eine affirmative Formulierung wagen: Sie müssen den Beweis führen, daß für denjenigen, der die Skylla der Philologie vermeiden will, die philosophische Interpretation unausweichlich an der Charybdis scheitert – daß er, mythologisch durchaus korrekt, an der philosophischen Charybdis scheitert, eben weil er zuviel Abstand zur philologischen Skylla gewinnen wollte.

Die heutigen philosophischen Editionen, habe ich gesagt, sind den gegenwärtig geltenden philologischen Standards verpflichtet – mit einer kleinen Einschränkung, die ich noch nachtragen muß. Die philosophischen Editionen sind, sozusagen, bei „Beißner“, d.h. bei seiner Stuttgarter Hölderlin-Ausgabe, stehengeblieben, und dies nicht auf Grund der Überzeugung, daß er das schlechthin verbindliche Editionsmodell gefunden habe, sondern schlicht deshalb, weil die durch diese Ausgabe geprägte Zeit zugleich die Zeit der Begründung der großen Philosophenausgaben und der Formulierung und Fixierung der jeweiligen Editionsprinzipien gewesen ist. Diese Ausgaben – ich erinnere wiederum an Fichte, Hegel, Schelling und Schleiermacher – haben ihre Prinzipien auf Grund der späteren Diskussionen nicht revidiert, und sie werden sie lebenslang, also auch noch im eben begonnenen Jahrhundert, oder sagen wir: bis zu ihrer ehrenvollen oder unehrenhaften Einstellung, beibehalten. Einige von ihnen stehen ja auch nach drei Jahrzehnten immer noch in der Anfangsphase. Und auch die wenigen Ausgaben, die seitdem neu begonnen worden sind, bleiben methodologisch im Umkreis dieser „Klassiker“ angesiedelt – sei es wegen des Umstands, daß die Editoren hier ohne langes Nachdenken ein vertrautes Erbe übernehmen, sei es wegen der bewußten Absicht, durch neue und zum Teil sehr komplexe Darstellungstechniken die Akzeptanz der neuen Editionen im Fach nicht zusätzlich zu behindern.

Ich komme demnach – im Blick auf meinen zweiten Punkt – zum Resultat, daß es im Blick auf frühere Ausgaben sehr wohl eine erhebliche Differenz in den Verfahrensweisen philosophischer und philologischer Editionen gebe. Aber diese differierende Methodik der philosophischen Editionen ist, eben in dem Maße ihrer Abweichung, als eine bloße „Privation“ zu beschreiben, als Substanzverlust, und nicht als etwas selbst Realitätshaltiges – als ein aus philosophischer Begeisterung und ideenpolitischer Intention geborener Verzicht auf Methodenreflexion und philologische Akribie. Im Blick auf die gegenwärtig laufenden Unternehmen kann ich hingegen keine Differenz in den Verfahrensweisen erkennen – abgesehen von der eben bemerkten methodologischen Fixierung auf die Zeit um 1960. Es gehört nicht viel Mut zu der Prognose, daß die Reflexion auf die Methodik editorischer Arbeit auch künftig ihren Ort nicht in

der Philosophie finden wird und daß deshalb die Verfahrensweisen der philosophischen Editionen weiterhin denen der philologischen bestenfalls nachfolgen werden – sofern sich die um 1960 einmal geschlossene Scheure nicht wieder kontinuierlich öffnen wird. Denn auch dem aufgeschlossenen Vertreter der philosophischen Editionen fällt es schwer, der Dynamik der neuphilologischen Diskussion zu folgen. Für Editionsunternehmen, die ja schließlich auf Prinzipien verpflichtet sind, ist dies ohnehin ausgeschlossen.

III.

Bisher habe ich dafür argumentiert, daß es zwischen den philologischen und philosophischen Editionen keine methodologische Differenz, zumindest keine begriffliche, sondern allenfalls eine faktische Differenz gebe. Jetzt möchte ich, drittens, fragen, ob es nicht vielleicht gute Gründe für die Etablierung einer solchen Differenz gebe – Gründe, die im unterschiedlichen *Charakter der jeweiligen Texte* liegen. Sollten diese Unterschiede nicht geradezu eine Variation in der Editionsweise erfordern – eine Suche nach der, der einen oder der anderen Textart jeweils angemessenen Darstellungsform?

Zur Beschreibung dieser Differenz liegt ein Kontrast nahe: die Unterscheidung zwischen literarischen und wissenschaftlichen Texten. In der Tat sind Philosophen – zumindest seit Voltaire – keine Dramatiker mehr; von einigen punktuellen Ausnahmen abgesehen sind sie auch keine Lyriker, und sie sollten auch keine Romane schreiben. (Daß einige es außerhalb ihrer philosophischen Arbeit tun, bleibe ihnen unbenommen.) Schwieriger wird es schon, philosophische Texte als „wissenschaftliche“ zu charakterisieren. Gerade eine wichtige Tradition in der deutschen Philosophie des 20. Jahrhunderts hat sich nach Kräften und auch nicht ohne Erfolg darum bemüht, einen tiefen Graben zwischen Philosophie und Wissenschaft aufzureißen und ihn nach Kräften zu befestigen – ob nun zum Besten der Philosophie oder nicht, möchte ich in diesem Kreise nicht diskutieren. Wer die Philosophie aber nicht als Wissenschaft versteht, wird auch ihre Texte nicht gut als wissenschaftlich bezeichnen können.

Gleichwohl läßt sich eine Differenz im Textcharakter nicht übersehen. So ist die Philosophie ausschließlich an der Bedeutung, am begrifflichen Gehalt eines Textes interessiert, nicht an der Sprachgestalt oder an ihrer ästhetischen Qualität. Sie hat im Grunde auch kein Interesse an der Bewahrung der historischen Form, in der ihre Texte vorliegen – und auch ich möchte mich nicht anheischig machen, die Philosophie zu einem solchen Interesse zu überreden. Doch was folgt aus diesem Desinteresse für die Editionsweise? Rechtfertigt die fraglos vorhandene Differenz im

Genus der Texte und in dem Interesse, mit dem sie wahrgenommen werden, eine dennoch methodisch einheitliche Textbehandlung – oder erfordert sie vielleicht gar eine Methodendifferenz?

Ich denke, es lassen sich einige Hinsichten benennen, die für eine derartige Differenz sprechen. Aus dem, gegenüber der Literaturwissenschaft andersartigen Interesse der Philosophie an ihren Texten – soweit man überhaupt noch davon sprechen kann – *könnte* man die Forderung ableiten, daß bei der Textkonstitution all diejenigen Elemente nicht zu berücksichtigen seien, die etwa für die Sprachgeschichte oder die Ästhetik, aber nicht für die Bedeutung einer philosophischen Aussage von Belang sind – und nicht allein deshalb, weil sie *nicht* von Belang sind, sondern weil sie im Verdacht stehen, den Blick von dem einen, das not tut, abzulenken. Die Bewahrung der historischen Sprachgestalt wird deshalb immer wieder als Indiz für die mit Lust betriebene Selbstmusealisierung der philosophischen Editionen angeführt.

Und doch tun die philosophischen Editionen gut daran, sich durch solche Empfehlungen nicht von dem als richtig erkannten Weg abbringen zu lassen. Auch wenn die Philosophie auf ein begriffliches und nicht ästhetisches oder linguistisches Verständnis ausgerichtet ist und deshalb der historischen Sprachgestalt keine eigene Bedeutung zuerkennen kann, sollte sie sich allein wegen der vielfältigen Gefahren, in die sie beim Versuch einer Normalisierung und Modernisierung geriete, von einem solchen Vorhaben abschrecken lassen. Auch die philosophischen Editionen sollten deshalb im Interesse ihrer Zuverlässigkeit „das Wort stahn lassen“.

Aber eignet sich denn überhaupt die Differenz zwischen literarischen und wissenschaftlichen Texten dazu, die mögliche Differenz zwischen philologischen und philosophischen Editionen zu beschreiben? Die sehr komplexen, aufwendigen Präsentationsformen, die im Blick auf die Lyrik Hölderlins oder Conrad Ferdinand Meyers bis hin zu Georg Trakl entwickelt worden sind, werden zwar in der Philosophie keine Nachahmung finden – wenn eine Prognose erlaubt ist. Ich möchte die Differenz zwischen den beiden Textarten denn auch keineswegs bestreiten, jedoch geltend machen, daß sie nicht mit derjenigen zwischen philologischen und philosophischen Editionen zusammenfalle. Sie fällt vielmehr in die philologischen Editionen selber. Die wirkliche Differenz zwischen Philologie und Philosophie scheint mir darin zu liegen, daß die philologischen Editionen ein weitaus breiteres Spektrum von Texten zu betreuen haben als die philosophischen. Die im allgemeinen in der Philosophie vorkommenden Textarten – rasonierende Texte und daneben Briefe sowie einige wenige Gedichte – stehen nicht außerhalb des Bereichs, der von der Philologie ohnehin betreut wird – ich nenne nur Novalis oder gar Goethe als Be-

leg. Einzig der für bestimmte Phasen der Philosophie charakteristische Bereich der Vorlesungsnachschriften scheint mir – trotz des im Blick auf sie stets folgenden und dennoch folgenlos bleibenden Hinweises auf Predigtaufzeichnungen – in der Philologie eine nur geringe Rolle zu spielen. Goethe war nun einmal – bei allem, was er so gewesen ist – kein Hochschullehrer, und dies gilt auch für die meisten anderen Dichter und läßt sich nicht nachträglich abändern. Deshalb sind auch, wenn ich recht sehe, nur auf diesem Gebiet der Vorlesungsedition von seiten der philosophischen Editionen Anstöße zur Methodenreflexion ausgegangen und neue Verfahrensweisen ausgebildet worden.¹⁰

So scheint auch diese Ebene der Differenz zwischen philosophischen und literarischen Texten und der mit ihrer Präsentation und ihrem Studium verbundenen Interessen keine Differenz der Textkonstitution zu rechtfertigen. Philosophische Texte werden zwar plausibler Weise nicht wie lyrische ediert – aber dies gilt ebenso innerhalb philologischer Editionen. Bleibt dann aber nicht doch noch *ein* Gebiet, auf dem die genannten Differenzen berücksichtigt werden müssen – nämlich die *Kommentierung* der Texte?

Hier scheint in der Tat die Differenz mit den Händen zu greifen. Ich habe vorhin schon die Kommentierung der deutschen Aristoteles-Ausgabe als im philosophischen Interesse nicht optimal bezeichnet, und die Differenz bleibt bestehen, auch wenn man zu neuzeitlichen Texten wechselt. Es ist plausibel, daß die Kommentierung eines fiktionalen Textes sich von der eines philosophischen unterscheiden muß – und dies macht mir persönlich, wenn ich die Bemerkung einfließen lassen darf, im Blick auf den künftigen Kommentar zu den Romanen in der Jacobi-Werke-Ausgabe¹¹ gegenwärtig einiges Kopfzerbrechen, von dem ich hoffe, daß es sich mit dem Fortschreiten der Ausgabe und der Einarbeitung bessern wird. Für die Kommentierung philosophischer Texte ist nicht allein ein anderer Bildungshorizont des Editors erforderlich als bei literarischen Texten – und umgekehrt. Daß philosophische Texte einen anderen Wahr-

10 Walter Jaeschke: Gesprochenes und durch Überlieferung gebrochenes Wort. Zur Methodologie der Edition von Vorlesungsnachschriften. In: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie. Hrsg. von Siegfried Scheibe und Christel Laufer. Berlin 1991, S. 157-168. – Ders.: Manuskript und Nachschrift. Überlegungen zu ihrer Edition an Hand von Schleiermachers und Hegels Vorlesungen. In: Textkonstitution bei mündlicher und bei schriftlicher Überlieferung. Basler Editoren-Kolloquium 19.-22. März 1990, autor- und werkbezogene Referate. Hrsg. von Martin Stern unter Mitarbeit von Beatrice Grob, Wolfram Grodeck und Helmut Puff. editio, Internationales Jahrbuch für Editionswissenschaft. Beiheft 1, Tübingen 1991, S. 82-89.

11 Friedrich Heinrich Jacobi: Werke. Hg. von Klaus Hammacher und Walter Jaeschke. Hamburg/Stuttgart-Bad Cannstatt 1998 ff. Erschienen sind die Bände 1 und 3, in Bd. 5 werden Jacobis Romane folgen.

heitsanspruch stellen als literarische, muß sich auch in der Anlage des Kommentars niederschlagen – zumal die Spannweite philosophischer Texte bis in die Wissenschaftsgeschichte reicht.

Aber auch für diese, fraglos vorhandene Differenz bei der Kommentierung gilt das vorhin im Blick auf die Textkonstitution Gesagte: Es handelt sich hier nicht um eine spezifische Differenz zwischen philologischen und philosophischen Ausgaben, sondern um eine Differenz, die auch innerphilologisch nachweisbar ist. Sie zeigt sich nicht minder zwischen der Kommentierung des „Divan“ und der naturphilosophischen Schriften allein Goethes; hingegen gibt es keine begrifflich faßbare begriffliche Differenz zwischen der Kommentierung der Naturphilosophie Goethes oder Schellings. Auch im Blick auf die Kommentierung scheint es sich mir also so zu verhalten, daß die philosophischen Editionen nicht einen eigenen Bereich mit eigenen Verfahrensweisen ausbilden, sondern daß sie innerhalb der Grenzen ihres Faches Aufgaben ergreifen, die sich innerhalb der Philologie bereits gestellt haben und auch gelöst worden sind. Die Ausbildung einer eigenen Verfahrensweise scheint allein dann nötig zu sein, wenn man die für philosophische Ausgaben erforderliche Kommentierung an einem falsch gewählten Beispiel aus der Philologie mißt – wenn man nämlich wissenschaftliche Texte mit fiktionalen vergleicht. Doch auf diese Weise kann man sich stets seiner Eigenständigkeit vergewissern.

* * *

Erlauben Sie mir noch eine kurze Schlußbemerkung. Wenn es denn zutrifft, daß die Differenzen zwischen „philosophischen“ und „germanistischen“ oder allgemein „philologischen“ Editionen – aufs Ganze gesehen – nicht größer sind als diejenigen innerhalb der „germanistischen“ Editionen, wenn also das Verhältnis von Philologie und Philosophie im Binnenverhältnis der Philologie wiederkehrt – wäre es dann nicht angemessen und folgerichtig, die philosophischen Editionen insgesamt den philologischen einzuverleiben? Diese naheliegende Frage möchte ich aber doch mit einem klaren Nein beantworten.

Ein solcher Schritt durchtrennte nämlich die trotz aller Verständnisschwierigkeiten immer noch bestehenden Verbindungen zwischen dem Fach Philosophie und den Editionen. Dies zöge meines Erachtens erheblichen Schaden nach sich, und zwar in zweifacher Perspektive. Zum einen befürchte ich einen Schaden für die Editionen, weil durch ein solches Aufgehen der philosophischen Editionen in den philologischen die gegenwärtig bestehenden engen Verbindungen zwischen den „philosophischen Editoren“ gelockert würden, die in vielen Fällen einen guten Bei-

trag zum Erfolg geleistet haben. Ich bin mir nicht sicher, ob der Gewinn der neuen Zusammenarbeit im größeren Kreise die Verluste durch das Aufgeben des kleineren ausgliche.

Wichtiger aber erscheint mir der zweite Aspekt: Ein solcher Schritt schiene mir gerade in der Gegenwart, in der die philosophiehistorische Arbeit aus der Philosophie herausgedrängt wird, als das falsche Zeichen. Seit ich vor zwei Jahren in meinem Vortrag über die Funktion von Editionen im Rahmen dieser Ringvorlesung vor diesen Entwicklungen gewarnt habe,¹² haben sie sich noch erheblich beschleunigt und auch im näheren Umkreis Folgen gezeitigt, die ich nur noch als ruinös bezeichnen kann. Es scheint mir deshalb gegenwärtig eine Doppelstrategie gefordert: einerseits die Verbindungen zwischen den philosophischen Editionen und dem Fach Philosophie, insbesondere der philosophiehistorischen Forschung, nicht noch weiter zu lockern und andererseits, auf Grund der hier beschriebenen weitgehenden Übereinstimmung zwischen den Verfahrensweisen der philologischen und der philosophischen Editionen, diese Verbindungen noch weiter zu intensivieren. Aber in diesem Kreise brauche ich diesen Vorschlag wohl nicht eigens zu begründen und zu betonen.

Heimo Reinitzer

Beiträge zur Geschichte der Verfahrensweisen bei Bibeleditionen

In der Germanistik ist es üblich, Karl Lachmann als den Ahnherrn ihrer Methode zu bezeichnen, handschriftlich überlieferte Texte kritisch zu edieren. Die nachfolgenden Gedanken sollen zuallererst zeigen, daß Lachmann nicht ohne die jahrhundertelangen Bemühungen der Theologen um die Edition biblischer Texte zu verstehen ist; sie mögen aber auch die besonderen Probleme ahnen lassen, die mit der historisch-kritischen Herausgabe von Gottes Wort gegeben sind. Mir ist bewußt, wie sehr ich in meiner Darstellung nur wenige Grundlinien in den Blick nehme, ihre Veröffentlichung im Rahmen der Vorlesungsreihe möge dennoch gerechtfertigt sein und Aufmerksamkeit auf wissenschaftshistorische Zusammenhänge lenken, die den Editoren deutschsprachiger Texte nicht immer selbstverständlich sind.

Am 3. Mai 1512 kam es in Trier zur öffentlichen Erhebung des *Heiligen Rockes*,¹ einer Tuchreliquie, die man stets mit dem ungenähten Rock Christi identifizierte. Sie wurde 23 Tage lang im Dom des Erzbistums ausgestellt und von etwa 100.000 Gläubigen bestaunt, wohl auch berührt, vielleicht auch geküßt in der Erwartung einer göttlichen Gnadentat, kaum mehr im Bewußtsein, daß die Reliquie hunderte Jahre zuvor als angebliches Geschenk der oströmischen Kaiserin Helena dazu diente, die Vorherrschaft Triers über die konkurrierenden Bistümer Galliens und Germaniens zu unterstreichen.

Dieser 3. Mai war kein irgendwie beliebiges Datum: an diesem Tag feiert die römische Kirche das Fest der *inventio crucis*, der Kreuzesauffindung durch Kaiserin Helena, an eben diesem Tag des Jahres 1512 wurde in Rom das 18. allgemeine Laterankonzil eröffnet, mit dem die schismatische Synode von Pisa (1511) überwunden wurde.

Schon kurz vor diesem geschichts- und symbolträchtigen 3. Mai, nämlich am 14. April, Mittwoch nach Ostern, war es zu einer privaten Vorbesichtigung durch ein durchaus prominentes Publikum gekommen. Seit dem 10. März 1512 weilte Kaiser Maximilian I. in Trier, wohin der Reichstag einberufen worden war. Mit dem Erzbischof und designierten Kurfürsten von Trier, Richard von Greiffenklau, und dem hohen Adel des

1 Zum Folgenden vgl. Michael Embach, Die Rolle Kaiser Maximilians I. (1459-1519) im Rahmen der Trierer Heilig-Rock-Ausstellung von 1512, in: Jahrbuch für westdeutsche Landesgeschichte 21 (1995), 409-438; Allg.: Der Heilige Rock zu Trier. Studien zur Geschichte und Verehrung der Tunika Christi. Anlässlich der Heilig-Rock-Wallfahrt im Auftrag des Bischöflichen Generalvikariats hrsg. von Erich Aretz [... u.a.], Trier 1995.

12 Walter Jaeschke: Ideenpolitische Funktion von Edition. In: Die Funktion von Editionen in Wissenschaft und Gesellschaft. Ringvorlesung des Studiengiebets Editions-wissenschaft an der Freien Universität Berlin. Hrsg. von Gert Roloff. Berlin 1998, S. 11-25.